

## Anzeiger.

Unterhaltungsblätter.

37ster

Glogan, Dienstag den 15. April 1845.

Jahrg.

## Die Zigeunerin.

(Fortsetzung.)

Behaglich ließ sich Ambrosio auf einen Stuhl nieder, schöpfte tief Athem, und schien sich auf eine Kunde vorzubereiten, die er den Gatten bringen sollte. Antonio schaute auf seine Gerolima, die in banger Erwartung schwebte, und da der Meister noch immer nicht Worte fand, um seine Botschaft auszusprechen, begann er ungeduldig: „Nun, liebes Weib, werden wir sogleich erfahren, woran wir sind. Gewiß bringt der Herr Fattore mir einen Auftrag seiner geistlichen Herren, welche auf der Erfüllung meiner Zusage bestehen.“

„So ist's, Meister Antonio,“ schmunzelte der wohlbeleibte Schaffner des Klosters, „so ist's in der That. Der hochwürdigste Herr Prior erbietet Euch durch meinen unwürdigen Mund seinen Gruß und heiligen Segen, und verhofft von Eurer Redlichkeit, daß Ihr Euch nicht von dem Drange der Zeitläufte werdet einschüchtern lassen und Euch von hiesiger Stadt entfernen, ehedenn Ihr die Kuppel des Domes mit den Werken Eures Pinsels schmückt. Ihr möchtet nicht vergessen, meldet er Euch durch mich, seinen geringen Knecht, daß Euer Vertrag dahin lautet, wie Ihr keinen Paolo an dem bedungenen Lohne erhalten sollet, bevor nicht Alles vollbracht ist, und daß selbst das, was Ihr bereits gemacht, Euch nicht zu Gute kommen darf und also angesehen werden sollte, als wäre nichts geschehen. Solches verkündige ich Euch in seinem Namen benebst der Versicherung, daß Ihr nichts Uebles zu befahren haben sollet, falls Ihr bleibt, es möge auch werden, wie es wolle; doch wird und kann er Euch des gegebenen Wortes in keinem Falle entbinden.“

„Was habe ich Dir gesagt, Gerolima?“ wandte sich Antonio an seine Gattin, die am Schlusse der Botschaft in lautes Schluchzen ausgebrochen war, „was habe ich gesagt? — Du siehst nun selbst, daß ich an diesem Ort gefesselt bin, und wirst daher nicht länger aufstehen, meinem Wunsche zu willfahren und nach der Heimath zurückzukehren, wo Du vor den Kriegstürmen gesichert bist, nicht wahr?“

„Wie, wie? was muß ich hören?“ fiel der Schaffner dem Künstler in das Wort. „Ihr wollt Euer süßes Weibchen von Euch schicken, Meister Antonio! was fällt Euch ein? das könnte ihr das Leben kosten!“

„Siehst Du nun wohl, Antonio,“ rief Gerolima, über diese Unterstützung plötzlich erheitert, „auch Meister Ambrosio ist meiner Meinung, und Du darfst mich nicht von Dir schicken. O steht mir bei, Signore, steht mir bei, den harten Mann zu erweichen, der mich verstoßen will, helfst mir, ihn zu überzeugen, daß ich hier nichts zu fürchten habe, und daß nur dann Gefahr für mich ist, wenn ich von ihm getrennt bin.“

„Gefahr, Gefahr, was schwätzt Ihr da von Gefahr?“ unterbrach sie Ambrosio. „Woher sollte uns etwas Bedrohliches kommen? Mit dem Feinde hat's noch gute Wege, und wer weiß, ob er jemals die Mauern und Thürme von Parma zu sehen bekommt. Gesezt aber auch,“ fuhr er, mit einem seltsamen Schmunzeln gegen die Malersfrau gefehrt, fort, „gesezt, es käme so weit, ei, da hätten die Soldaten mehr Gefahr von Euren schönen Augen zu fürchten, Frau Gerolima, als Ihr von ihnen.“

Allegri warf einen verdrießlichen Blick auf den Sprecher, und die junge Frau war wie mit Burspur übergossen. Dies schien aber dem Schaffner des Convents völlig zu entgehen, denn er erschöpfte sich in Lobeserhebungen der Reize Gerolima's, redete dem Maler immer dringender zu, sie bei sich zu behalten, indem sie allein weit größerer Gefährdung ihrer und seiner eigenen Ruhe ausgesetzt sein würde, und legte überhaupt ein Interesse für die niedliche Gattin Allegri's an den Tag, welches letzteren in hohem Grade verstimmte. Gerolima aber fühlte sich bei dieser Verhandlung ganz unheimlich; es war ihr, als streite ein Dämon mit ihrem Schutzgeiste um ihre Seele, und fast ward ihr leichter zu Muth, als endlich Antonio bestimmt erklärte, es sei sein fester Wille, sein Weibchen zu ihren Verwandten zu schicken, deren Beistand sie bei der bevorstehenden Entbindung nothwendig bedürfen werde.

Vergebens bot Meister Ambrosio alle Ueber-

redungskünste auf, um den Maler doch noch auf andere Gedanken zu bringen; Allegri beharrte bei dem gefaßten Entschlusse. Der Diener suchte nun die Frau zur Verbündeten zu gewinnen, indem er ihr allerlei Lockungen vorpiegelte und ihr endlich selbst wegen der Treue ihres Mannes Verdacht einzulösen suchte; vergebens, Gerolima schwieg weinend, und Antonio machte dem Gespräche dadurch ein Ende, daß er den Tag unabänderlich festsetzte, an welchem die Reise vor sich gehen sollte.

Entrüstet sprang der Fattore auf, so gut es seine Unbeholfenheit zuließ, und rief: „Nun denn, wie Ihr wollt, hartnäckiger Trogkopf! — was weiter geschieht, habt Ihr nur Euch selbst zuzuschreiben.“ Damit watschelte er zur Thüre hinaus, die er gelend in die Angel warf.

Wenige Tage nach Gerolima's Abreise, es war gegen Ende April des Jahres 1521, befand sich Allegri eben auf dem Gerüste in der Kuppel der St. Johanniskirche, theilte seine Arbeit ein, und dachte bekümmert an die ferne Gattin. Plötzlich vernahm er Waffenlärm; Truppen besetzten das bedrohte Parma, und die ganze Stadt war in der lebhaftesten Bestürzung. „Wenn wir nun umzingelt würden,“ dachte er, „und ich nicht mehr aus diesen Mauern könnte? wenn das Kriegsgetümmel sich gegen Correggio wenden sollte, was würde aus Gerolima werden?“ Stiff und Reißzeug entfielen ihm bei dieser Vorstellung; schnell eilte er von der Stätte, die unter seinen Füßen zu brennen schien, schnelle Flucht war der Gedanke, der seine Seele füllte. Im Fluge durchrannte er die Straßen, um vielleicht eine Gelegenheit zu finden, die ihn in sein Vaterland zurückführte; es war umsonst; panischer Schrecken herrschte allenthalben, Niemand wollte sich aus der Stadt wagen, deren Umgegend allbereits von Feinden wimmelte.

Eine Idee fuhr ihm durch den Kopf, wie rasend stürmte er nach dem Johanniskonvente, stieß den Pfortner beinahe über den Haufen, und verlangte mit dem Hochwürdigsten zu sprechen.

Der Prior war unwohl, und man wies zuletzt den Ungefügigen, da die übrigen Oberen gerade bei einer Consultation versammelt waren, an den Schaffner, den uns schon bekannten Ambrosio.

Glühend vor Erhizung und Ungeduld stürzte Antonio in das Closet des Meisters, welcher sich von der unerwarteten Erscheinung des Künstlers und von seinem verstörten Wesen nichts Gutes versprach. Geisterblas und zitternd an allen Gliedmaßen, erhob er sich aus seinem Stuhle, und wich unwillkürlich einen Schritt zurück, gleichsam als ahne er einen Angriff von Seiten Allegri's.

„Ambrosio,“ schrie dieser, „wenn Ihr ein Christ seid, so gebt mir ein Pferd! ich will Euch reich dafür belohnen; aber beim Leibe des Heilandes, zaudert nicht lange, die Stadt wird bald von den eindlichen Heerhaufen umstellt sein; es ist kein

Augenblick zu verlieren; darum macht fort und borgt mir Euer Pferd, damit es mich nach Correggio fördere, wo mein Weib vor Jammer um mich vergehen wird. — Um Gottes willen, was besinnt Ihr Euch so lange? Mann! redet, wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?“

„Ei,“ höhnte der Fattore, welcher sich mittlerweile wieder in etwas gesammelt hatte, „kommt Ihr nun zur Besinnung? Warum seid Ihr meinem Rathe nicht gefolgt, als ich Euch wohlmeinend vorstellte, wie bedenklich es sei, Eure Gerolima von Euch zu thun? Ich kann Euch jetzt durchaus nicht helfen, denn über die Klosterpferde steht mir keine Verfügung zu, und das meinige werde ich nun wohl selbst häufiger bedürfen, um den Geschäften des Hauses Genüge zu thun. Geht mit Gott, Meister Antonio, und sucht Euch anderswo ein Reßlein, es giebt ja dereu genug in der Stadt, die für Geld und freundliche Worte zu haben sind.“

„Hartherziger, fühlloser Schmeersack!“ begann Allegri von Neuem, immer heftiger werdend, „ich würde nicht zu Euch gekommen sein, wenn ich anderswo einen Klepper aufgetrieben hätte. Von Straße zu Straße bin ich gelaufen, wie toll an allen Thüren habe ich gebettelt und schwer Gold verheißen; überall wies man mich zurück, und meine letzte Hoffnung war auf den Marstall des Convents gerichtet. Die geistlichen Herren sind nicht zu sprechen, meine Geduld ist erschöpft, und wenn auch Ihr mir nicht helft, beim Teufel, ich brauche Gewalt!“

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die Heimkehr.

Traurig und in sich gekehrt saß der alte Bildmeister Werner an einem stürmischen Winterabend in seinem Lehnstuhl am Ofen. Julie, seine Nichte, fragte theilnehmend: „Soll ich Ihnen etwas vorschlagen?“ — „Nein.“ — „Soll ich lesen?“ — „Nein.“ — „Soll ich Ihnen den Thee bringen?“ — „Nein, ich danke.“ — Das war zu viel für das sanfte, tiefempfindende Mädchen. Weinend hing sie an seinem Halse, und sagte mit ihrer weichen, schmelzenden Stimme: „Guter Dank! Sie denken gewiß wieder an Fritz?“ Er nickte bejahend. „Glauben Sie denn gar nicht, daß er wieder kommen wird?“

Wehmüthig schüttelte der alte, tiefgebeugte Mann den Kopf, und drückte die nassen Augen an die Lehne des Sessels.

Sein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling, an dem seine ganze Seele hing, hatte vor sechs Jahren das Unglück gehabt, auf der Jagd einen Mann, obgleich, ohne seine Schuld, gefährlich zu verwunden. Da dieser ohne Besinnung weggetragen wurde, so ergriff der arme Junge, getrieben von namenloser Angst, die Flucht, und seitdem hatte sein Vater nie wieder etwas von ihm gehört.

Vergebens bat er ihn in öffentlichen Blättern, zurückzukehren, denn der Mann war durch die Sorgfalt der Aerzte längst wiederhergestellt; aber alle seine Bemühungen blieben fruchtlos, und der Gedanke, seinen Liebling auf immer verloren zu haben, verbitterte schmerzlich den Herbst seines Lebens. Er glaubte ihn todt.

Dieser Sohn war es, den die schöne Julie meinte, und dessen Zurückkunft auch sie so sehnlich wünschte.

Unbekannt mit der Welt und den Menschen war sie aufgewachsen in dem einsamen Hause ihres Onkels, und dieser Fritz, kaum vier Jahre älter als sie, von der frühesten Jugend an ihr unzertrennlicher Gespieler, wurde ihr in der Folge immer theurer und zuletzt der Inbegriff all ihrer leisen Wünsche. Manche Thräne hatte sie schon um ihn vergossen seit ihrer Trennung! Sie durfte sich ausweinen, denn auch der Alte betrauerte mit ewig neuem Schmerz den Verlorenen.

Sie trocknete sich jetzt die sanften, dunkelblauen Augen, und griff nach einem Buch, um sich zu zerstreuen; aber kaum hatte sie angefangen zu lesen, da klopfte Jemand leise ans Fenster. Es war ein Fremder. Der Wildmeister fragte nach seinem Begehren, und hörte, daß er ein französischer Jäger sei und um ein Nachtquartier bitte.

Bedenklich schüttelte der Alte den Kopf, denn er konnte da leicht eine Schlange in seinem Busen erwärmen, doch siegte seine natürliche Gutmüthigkeit über jeden Zweifel. Der arme Mensch war von der Straße abgekommen, schon mehrere Stunden im Walde herumgeirrt, und hätte die lange, rauhe Winternacht unter freiem Himmel zubringen müssen, denn weit umher war keine menschliche Wohnung zu finden. Er ließ ihm also die Thür öffnen, befahl aber seinen beiden Jägern und dem in der Nähe wohnenden Untersförster — es war derselbe, den jener unglückliche Schuß getroffen hatte — alle Gewehre bereit zu halten und die ganze Nacht munter zu bleiben. Der ehrliche Werner ahnte nicht, wie wenig er Ursach hatte, von diesem Fremdling etwas Böses zu fürchten! Die schöne Julie hatte schon besseres Zutrauen zu ihm. Leise küsterte sie ihrem Onkel ins Ohr: „Sehen Sie nur, wie gut und freundlich er aussieht! Der thut uns gewiß nichts zu Leide.“

Hoher Sinn sprach aus allen seinen Zügen, und stößte ihr Zutrauen ein. Mit männlicher Schönheit, im Gefühl seines innern Werthes, stand er stolz und doch voll Sanftmuth vor ihr.

Zu seinem von der Sonne braun gebrannten Gesichte paßten zwei schwarze, lebendige Augen sehr gut. Mehr als einmal sagte Julie zu sich selbst: „Er ist ein schöner Mann, fast so schön als Fritz! Wenn er nur die Narben nicht hätte und den abscheulichen Schnurrbart!“

Ein Säbelhieb zog sich von der Stirn bis über das dunkle Auge, ein anderer von der rechten Wange

bis in den Winkel des Mundes, wo er sich kaum sichtbar verlor. Weniger schön war sein Gesicht durch diese Narben, aber an Interesse hatte es offenbar gewonnen.

Er sprach von seinen Schicksalen im Kriege, von den mörderischen Schlachten bei Ulm und Austerlitz, die er mitgekämpft hatte, und der Wildmeister hörte ihm aufmerksam zu. Bald fühlte er sich näher zu ihm hingezogen und erzählte ihm die Geschichte jenes unglücklichen Schusses. „Für diesen Sohn,“ sagte er wehmüthig, „habe ich gesammelt, für ihn gepflanzt. Ein braves Weib hatte ich ihm zugebracht, die Stelle hier war so gut als sein. Ach! es lag eine schöne Aussicht vor mir! Einer heitern, glücklichen Zukunft sah ich entgegen! Und nun ist Alles vorbei, Alles, Alles verloren!“ — Ohne zu bemerken, daß dem Fremden die hellen Thränen über die braunen Wangen rollten, entfernte er sich, um seinem Schmerz ungeführt nachhängen zu können. Als Julie von ihren häuslichen Geschäften zurückkam, fand sie den unbekanntem Gast am Flügel, und er schien so sehr in seine Phantasie verieft, daß er sie nicht eher bemerkte, bis sie hinter seinem Stuhle stand.

„Sie spielen auch, Mademoiselle?“

„Ja, aber nur wenig, seitdem ich Niemand mehr habe, der dies Vergnügen mit mir theilt.“

„Hatten Sie sonst Jemand?“

„Den Sohn meines Onkels, der, wie Sie gehört haben werden, nun schon seit Jahren abwesend ist.“

„Vermissen Sie ihn sehr?“

„Ja, ich erinnere mich seiner oft und gern.“

„Aho doch wohl nicht bloß der Musik wegen?“

„Er war gut und brav.“

„Haben Sie seitdem keine, gar keine Nachricht von ihm?“

„Keine.“

„Ich möchte ihn wohl kennen. Erzählen Sie mir etwas von ihm. Wie sah er aus?“

„Sie fragen sonderbar! Wie kann Sie das interessieren?“

„Doch! Ich bitte sehr. Schlagen Sie mir das nicht ab. Es ist ja meine erste Bitte.“

„Nun wohl, es sei! Mein Better ist merklich kleiner als Sie, doch mag er wohl, seitdem ich ihn nicht gesehen habe, auch brav gewachsen sein. Die Farbe der Haare hatte er ziemlich mit Ihnen gemein, am allermeisten aber gleicht er Ihnen in den Augen.“

„Was hatte er für Augen?“

„Wieder eine sonderbare Frage! Soll ich etwa Ihren Augen eine Lobrede halten?“

„Nein, wahrhaftig nicht! Ich bin in diesem Augenblicke viel zu sehr mit einem Paar fremden beschäftigt, um an die meinigen denken zu können.“

Julie erröthete, denn solche Wendungen waren ihr fremd, und der grüne Mann machte schnell ein paar Gänge auf dem Flügel, um ihr die Antwort

zu ersparen. Dann wendete er sich rasch an sie mit der Frage: „Sie sind Braut?“

„Ich, Braut?“ frug sie erstaunt. „Ich bin nicht Braut.“ Sie sagte dies letztere mit weicher sinkender Stimme, und wendete sich schnell nach dem Fenster, in dem Augenblicke, wo der Untersförster hereintrat, um ihren Dinkel Etwas zu fragen. Der Fremde, der die Trauernde mit den Augen begleitet hatte, wurde leichenblaß beim Anblicke dieses Mannes, und hatte kaum Kraft genug, ein Paar zusammenhängende Accorde zu greifen.

Ehe Julie diese Veränderung bemerken konnte, war er schon wieder gefaßt genug, um ihre theilnehmende Frage: „Sind Sie krank?“ mit einem flüchtigen: „Ein bloßer Schwindel!“ beantworten zu können.

Jetzt kam der Wildmeister ziemlich ruhig zurück, und bald war er wieder bei seinem Lieblingssthem.

Ganz unbefangen äußerte der Fremde: „Mein bester Freund und Kriegskamerad heißt gerade auch Friß, wie Ihr Sohn. Auch er ist ein Deutscher, und hat mir oft von seiner Heimath erzählt und von seinem alten, braven Vater.“

Der Alte frug nach seinem Vaterland, und hörte, daß es Westphalen sei.

„Westphalen, — wie? Westphalen?“ fiel er dem Fremden hitzig ins Wort, und aus allen seinen Zügen sprach grenzenlose Erwartung.

„Er war der einzige Sohn eines Forstbedienten.“

„Was? einziger Sohn? Forstbedienter?“ Wie begeistert sprang der Wildmeister bei diesen Worten vom Sessel auf, und ergriff den Fremden am Arme, indem er ihm zurief: „Herr! wissen Sie wohl, was das heißt: eines alten Mannes spotten?“

Mit sichtbarer Anstrengung antwortete dieser: „Ich spotte nicht. Er war aus Westphalen, der einzige Sohn eines Forstbedienten, und hieß Friß. Nach seinem wahren Familiennamen fragte ich immer vergebens. Er antwortete mir: „Du sollst mir gut sein, nicht meinem Namen.“ — Vor zwei Monaten sah ich ihn noch gesund und munter.“

„Gott!“ rief der alte Mann, „Gott im Himmel! Er ist's, er lebt, Julie, Julie, er lebt!“

Eben eilte sie, erschreckt durch sein lantes Rufen, herein, und konnte sich im ersten Augenblicke diese stürmische Freude nicht erklären, aber bald ertheilte sie aus einzelnen Ausrufungen den Zusammenhang, und stand ein paar Sekunden bewegungslos, die Augen starr auf den Fremden geheftet.

Den Alten hatte die Freude zu sehr angegriffen. Er sank erschöpft in seinen Armstuhl, und betete mit gefalteten Händen halbleise: „Guter Gott! vergieb mir, daß ich je an Deiner Güte verzweifelte, daß ich gemurrt habe wider Deine Vorsehung, verzeihe dem bekümmerten Vaterherzen, und gib mir meinen Sohn wieder.“

Länger hielt es der tiefgerührte Jüngling nicht

aus. Sein Gefühl überwältigte ihn. Ein Strom von Thränen stürzte unaufhaltsam aus seinen Augen. Er warf sich vor dem Alten nieder, bedeckte seine Hand mit Küßen, und rief schluchzend: „Vater! Vater! er liegt zu Deinen Füßen!“ Julie umschlang mit einem lauten Schrei den Langentbehrten. — — Das Ende errathen unsere Leser leicht.

## M i s c e l l e n .

Der Wolf im Kampfe mit dem Pferde. In den russischen Steppen, wo man sich viel mit der Pferde- und Jagd beschäftigt, giebt es bekanntlich auch viele Wölfe, die nicht selten Angriffe auf die erkeren machen. Diese Kämpfe sind immer sehr blutig und werden immer für einige der Angreifer tödtlich, da die Wölfe nicht, im Stande sind, die Körper der getödteten Füllen fortzuschleppen, wenn die Pferdeheerde sich sammelt. Alle Pferde bekämpfen nämlich instinctmäßig den Wolf mit dem rachsüchtigsten Grimme. Bei dem ersten Alarm von einem solchen Angriffe drängt sich die Heerde in eine dichte Colonne zusammen. In der Mitte halten sich die Füllen und jungen Thiere. So kommen sie den Feinden entgegengeschnaubt und stampfen und schlagen sie nieder. Die Hengste verschmähen sogar die Sicherheit der geschlossenen Colonne und galoppiren einzeln auf die Wölfe zu. Sie greifen die bestürzten Räuber an und schneiden ihnen den Rückzug ab. Der Wolf versucht dann, dem Hengst an die Kehle zu springen, aber ein oder mehrere Hufschläge mit den Vorderbeinen werfen ihn zu Boden. Dann packt ihn der Hengst mit den Zähnen im Nacken, ehe er sich erholen kann, und schüttelt ihn in der Luft, wie der Dachshund eine Katze. Mitunter kniet er auf ihn nieder. Sobald er einmal den ersten Angriff parirt und das Raubthier gepackt hat, kann dieses nicht mehr entrinnen, denn die Heerde der Pferde sammelt sich sogleich und schlägt und zerrt es im Schnee umher. Der Kampf ist dann immer tödtlich. Kann aber der Wolf die Kehle des Pferdes packen, so durchbeißt er sie wie mit der Schneide eines Rasirmessers. So groß auch die Anzahl der Wölfe ist, so stehen sie doch sofort ohne anzugreifen, wenn sie die Pferde in Kampfordnung erblicken.

Trauriges Ereigniß. In London steht ein Mädchen, die Tochter einer höchst angesehenen Familie, vor Gericht, angeklagt — einige Löpfe mit Fleisch, theils Ochsenfleisch, theils Wild und Schinken, aus einem Laden mitgenommen zu haben, in der Absicht, diese zu stehlen. Ein solcher Topf hat einen Werth von anderthalb Schilling engl. — Und ihre Verwandte können 7000 Thaler preuß. Caution für ihr Erscheinen bei dem angezeigten Termine stellen. Sollte dies nicht wieder ein Fall jener unerklärlichen Diebsmanie, jener krankhaften Geistesrichtung sein, die man zumeist bei weiblichen Personen antrifft? Solche Unglückliche müssen stehlen und nehmen Dinge, die sie gar nicht brauchen können.

## C h a r a d e .

Die Ersten senken die rüstige Fahrt.  
Die Letzte schmückt sich mit stattlichem Bart,  
Und geht's in die Brandung des Lebens hinein,  
So mag die Liebe das Ganze sein.

(Die Auflösung künft'ig.)

Auflösung der Charade im vorigen Stück:  
Z o p f b a n d .